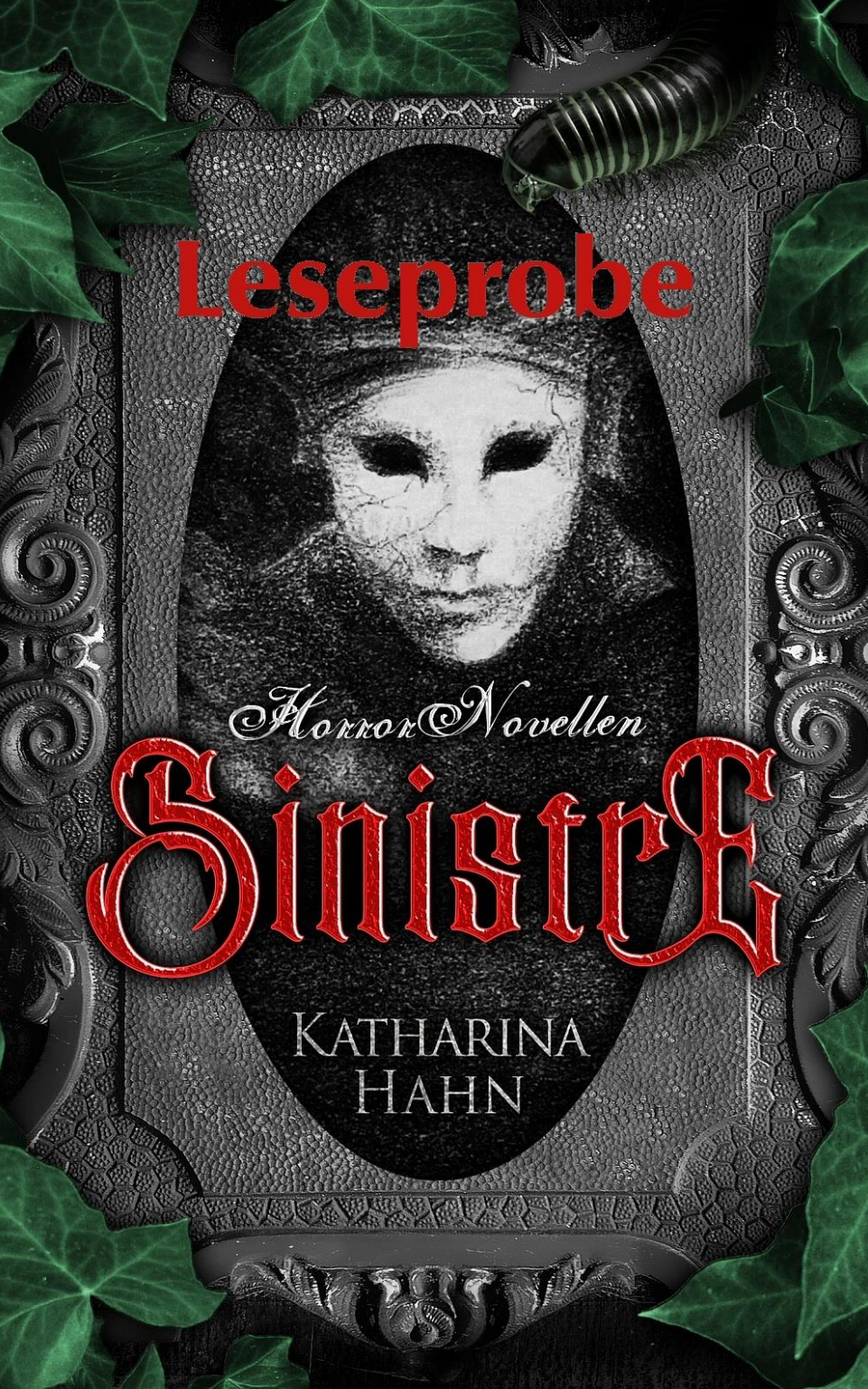

Leseprobe
Horror Novellen
Sinistre
Katharina Hahn

Die Gesamtausgabe von
»SINISTRE«
kann bei AMAZON
als Taschenbuch zum Preis von € 14,00
bzw. als eBook zum Preis von € 3,95
erworben werden.
Das eBook ist auch über BEAM-EBOOKS.DE erhältlich.
Die Printausgabe kann zudem auch
direkt über unsere Verlagseite
bestellt werden.

Print-ISBN-10: 1984355104
Print-ISBN-13: 978-1984355102

Weitere Informationen zum Buch
und zum Verlagsprogramm finden Sie auf der Webseite
WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE

Katharina Hahn

SinistrE

HorrorNovellen

– Leseprobe –

Emmerich Books & Media
2018

KATHARINA HAHN

SINISTRE

Horror-Novellen

Herausgeber:
Peter Emmerich
EMMERICH Books & Media
Wittmoosstr. 8, 78465 Konstanz
www.emmerich-books-media.de

Originalausgabe
© 2018 by EMMERICH Books & Media, Konstanz
& Katharina Hahn
© 2018 by Katharina Hahn
All rights reserved.

Illustrationen & Autorenfoto © 2018 Katharina Hahn

Cover-Gestaltung: Beate Rocholz

»Porzellangesicht«: © Katharina Hahn

Weitere Cover-Elemente:

Bildquelle: shutterstock.com
»Grunge Framework« © javarman

Gesamtlayout und Satz: Peter Emmerich

ISBN-10: 1984355104
ISBN-13: 978-1984355102

Inhalt

Aus alter Zeit

Das Porzellangesicht

Das Tor

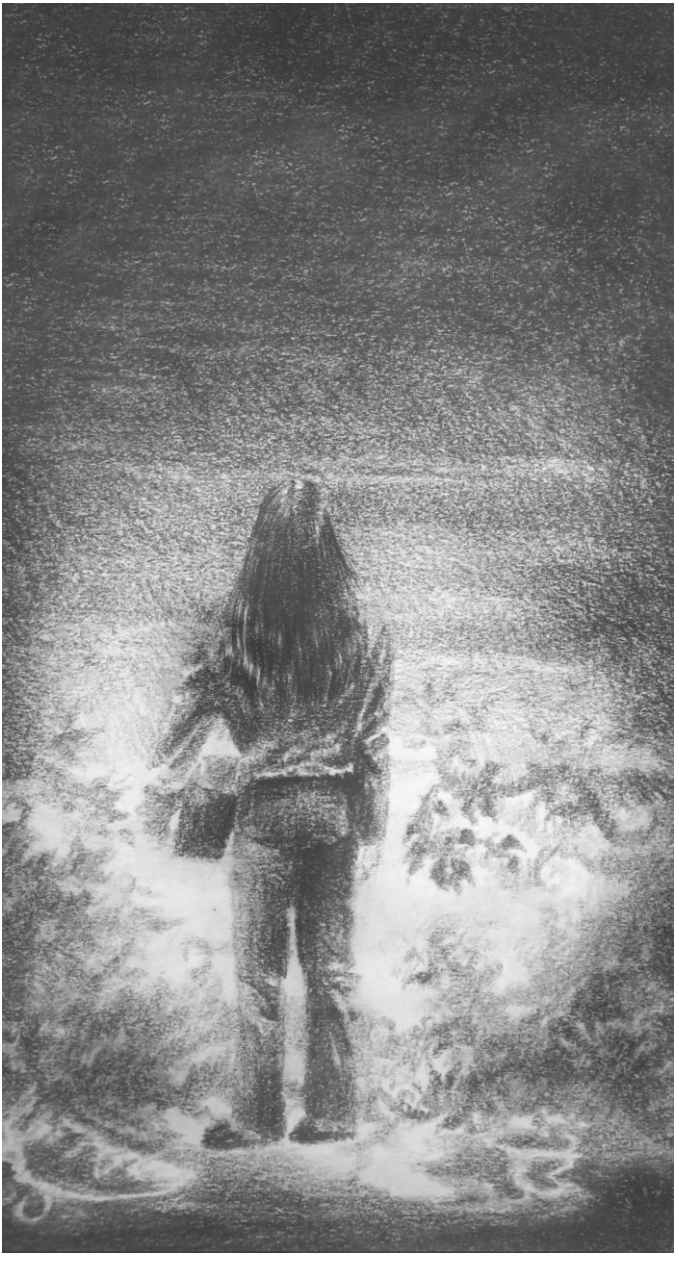
Des Nachts

Silber

Die Autorin

Aus alter Zeit

– Leseprobe –



Geister der Vorzeit, Zauber der Alten
Längst nicht vergangen, dreht euch im Tanz!
Tosen des Windes, Mächte des Feuers
Brausen des Wassers, Kräfte des Steins
(Saltatio mortis – Equinox)

Irgendwo auf dem Weg zwischen Torino, wo er zwei Tage verbracht hatte, und Castello di Godego, wo er wohnte und wohin er gerade unterwegs war, stieß Manuel in irgendeiner Kleinstadt durch Zufall auf ein kleines Hotel und beschloss spontan, hier zu übernachten. Eigentlich, so ging ihm durch den Kopf, konnte man es nicht einmal eine Kleinstadt nennen, eher ein Dorf … oder irgendetwas zwischen diesen Bezeichnungen.

Manuel verwarf die Wortklauberei, genervt von sich selbst. Der Abend schickte sich bereits an, zur Nacht zu werden, und obwohl er es keineswegs eilig hatte – er fuhr einem freien Donnerstag, zum verlängerten Wochenende erweitert, entgegen –, fing es doch an, ihm gründlich aufs Gemüt zu schlagen, wie langsam er vorankam. Für die Strecke nach Torino hatte er nicht viel mehr als drei Stunden gebraucht; jetzt, auf dem Rückweg, war er bereits etwa zweieinhalb Stunden unterwegs und erst in der Hälfte der Strecke angekommen.

Dafür gab es nicht einmal einen Grund. Die Feriensaison lag noch in weiter Ferne, es waren keine Baustellen in Sicht und milder Sonnenschein lächelte hinter dunstigen Wolken hervor, von Unwettern keine Spur. Es herrschten ideale Reisebedingungen. Zumindest in der Theorie. In der Praxis sah die Sache allerdings ganz anders aus, und selbst Manuel, den an Ruhe und Ausgeglichenheit zu übertreffen üblicherweise eine echte Leistung gewesen wäre, verlor langsam die Lust. Als er das sichtlich alte, aber wenigstens saubere Hinweisschild ausmachte, welches den Vorbeifahrenden das nahe Ho-

tel empfahl, bog er ohne zu zögern in die schmale Einfahrt ein.

Ob er heute oder morgen ankommen würde, war egal. Er hatte einfach nicht mehr den Nerv, weiterzufahren; zudem sah dieses Hotel auch nicht so aus, als sei es ausgesprochen teuer. Es war ziemlich klein und wohl auch recht alt, zumindest wenn Manuels Schätzung einigermaßen zutraf; wilder oder zumindest verwilderter Wein überwucherte die gesamte Fassade und präsentierte der inzwischen tief am Himmel hängenden Sonne ein strahlendes Hellgrün. An zahlreichen Stellen, an denen die sprießenden Blätter das Mauerwerk noch nicht ganz verdeckten, schaute bröselnder und teilweise abblätternder Putz hervor. Hier und da hatten sich bereits größere Teile des Außenverputzes gelöst, so dass die roten Ziegelsteine der bloßliegenden Mauer geschmackvoll mit dem Wein kontrastierten.

Die Tür war vom Wetter deutlich in Mitleidenschaft gezogen worden; der Lack, der sich mehr schlecht als recht auf dem ausgeblichenen Holz hielt, blätterte in großen Schuppen ab und die Klinke sah aus, als werde sie abfallen, sobald man sie berührte.

Ein anspruchsvoller Mensch hätte vielleicht wieder kehrtgemacht und sich eine luxuriösere Bleibe gesucht; Manuel indes, der das Äußere des Hotels keineswegs abschreckend, sondern auf eine gewisse Weise durchaus ästhetisch fand, war es herzlich egal, ob die Tür nun beim Klopfen aus den Angeln fiel oder nicht, solange er hier nur eine Unterkunft und vielleicht noch ein Abendessen bekäme.

Er war nun einmal nicht der Typ Mensch, der gezielt nach dem Haar in der Suppe suchte. Immerhin sah es aus, als würde er hier zumindest seine Ruhe haben.

Das schien ihm Grund genug, daher stellte er sein Auto neben einem windschiefen Verschlag ab, der vermutlich als Schuppen diente, stieg aus und begab sich zur Tür.

Es gab keine Klingel, auch das Namensschild fehlte, allerdings sah er ein helles Rechteck am Rahmen, wo wohl bis vor kurzem noch ein solches befestigt gewesen war. Etwas ratlos betrachtete er die Tür, dann klopfte er an. Dadurch schwang sie langsam, träge schwankend und mit einem Ächzen auf, als klemmte eine der Angeln leicht.

Anscheinend war sie nur angelehnt gewesen.

Vorsichtig trat er ein und blickte sich kritisch um. Er stand in einem kleinen Vorzimmer, das anscheinend gleichzeitig die Funktion der Rezeption und des Hausflurs erfüllte; es gab einen kleinen Empfangstresen, hinter dem an einem alten Brett einige Schlüssel hingen – manche, wie er aufgrund des einheitlichen Aussehens vermutete, wohl solche für die Hotelzimmer, aber auch ein Autoschlüssel und der mit einem farbigen Anhänger verzierte Schlüsselbund eines Kindes. Auch eine Garderobe befand sich zwischen den beiden Fenstern, durch welche breite Lichtstrahlen fielen, und ein Schirmständer. Außerdem bemerkte er mehrere Paare von Kinderschuhen, achtlos in eine Ecke geworfen, und einen etwas schmutzigen Fußball, mit kindlichem Geschick so auf den Schuhen drapiert, dass er nicht wegrollte. An der Wand hing ein Kalender.

Zufrieden mit dem, was er sah, ging Manuel zum Tresen hinüber und schlug in Ermangelung eines Angestellten auf die kleine Glocke, die dort geduckt kauerte.

Diese gellte erheblich lauter und schriller, als er ihr beim bloßen Anschauen zugetraut hätte, und es dauerte auch nicht lang, bis eine schmale Person von einer Frau, die ihn kurz und beinahe erstaunt musterte, ehe sie ihn freundlich begrüßte, hinter dem Tresen auftauchte.

Das war Manuel gewöhnt. Mit seinem hüftlangen, dunklen Haar, unter dessen offen fallenden Wellen sein ganzer Rücken und seine Schultern verschwanden und das sein schmales Gesicht einrahmte und noch schmaler wirken ließ, bot er einen durchaus ungewöhnlichen An-

blick. Dass ihn manche Leute interessiert musterten, als erwarteten sie etwas, passierte nun einmal dann und wann; er störte sich nicht mehr daran.

Was immer die Starrer zu erwarten schienen, offenbar erfüllte er diese Erwartungen nicht, so dass sich die Betrachter nach einigen Sekunden anscheinend das Interesse verloren.

»Schönen guten Tag«, sagte die Frau, laut dem Schildchen an ihrer einfachen Bluse Signora Lantoni, mit einem ungekünstelt wirkenden Lächeln auf dem, trotz ihrer schmalen, fast schon burschikosen Figur, etwas schwammig aussehenden Gesicht, »kann ich Ihnen helfen?« Am Rande fragte sich Manuel, wie es kam, dass sie trotz der schlanken Figur ein so feist aussehendes Gesicht besaß.

»Ja, bitte. Ich hätte gern ein Zimmer für die Nacht«, antwortete er und sie lächelte erneut; anscheinend hatte sie gerade eben frischen Lippenstift aufgetragen, denn ihr Mund war von einem dunklen, blutigen Rot. Manuel schaute mit einem leisen Kopfschmerz auf diesen Mund, als sei er von einer anderen Welt, als Signora Lantoni fragte: »Haben Sie bestimmte Erwartungen, was die Aussicht betrifft?«

»Nein«, meinte Manuel mit einem Lächeln, für das er sich etwas anstrengen musste, und Signora Lantoni zuckte die Schultern.

»Ist vielleicht auch besser so. Ich kann sowieso keine besondere Aussicht anbieten. Na ja, wollen Sie nur eine Nacht bleiben oder länger?«

»Nur eine Nacht«, versetzte Manuel und fragte sich, warum Frauen sich so anmalten.

»Dann unterschreiben Sie bitte hier …«, bat ihn Signora Lantoni und legte ihm ein Formular hin, auf dem er ohne den Text zu lesen unterschrieb. Inzwischen war er nur noch müde. Die Frau warf einen zerstreuten Blick auf das Blatt, faltete es und steckte es dann achtlos in eine Schublade unter dem Tresen.

»Dann bekommen Sie diesen Schlüssel … einfach durch die Tür da, die Treppe hoch und dann die zweite Tür rechts.«

»Ich werde es schon finden«, meinte Manuel mit einem kleinen, erschöpften Lächeln und nahm den Schlüssel in Empfang, der kalt und schwer in der Hand lag.

»Sie können es eigentlich nicht verfehlen«, ergänzte Signora Lantoni und ließ den Blick noch einmal kurz und irgendwie abschätzend über Manuels Haarflut wandern, »die Nummer steht ja auch auf dem Schlüsselanhänger.«

»Vielen Dank«, sagte Manuel beim Hinausgehen und überlegte kurz, wofür genau er sich eigentlich bedankt hatte.

Das Zimmer – Signora Lantoni hatte recht gehabt, er fand es auf Anhieb – war erwartungsgemäß klein, machte aber trotz der oben in den Zimmerecken langsam abblätternden Tapete einen sehr gepflegten Eindruck. Das frisch gemachte Bett verbreitete jenen schwachen, unpersönlichen Duft nach Waschmittel, der völlig außer Frage stellte, dass diese Bettwäsche frisch gewaschen war. Auf dem Nachttischchen stand eine kleine Schale, in der in einem teureren Hotel vermutlich etwas frisches Obst kunstvoll arrangiert gewesen wäre; hier teilten sich nur einige Kugelschreiber und ein kleiner Block den Platz.

Manuel machte sich nicht die Mühe, sich großartig einzurichten, putzte sich nur in dem winzigen, aber ebenso sauberen Badezimmer die Zähne und ging zu Bett. Der Geruch der Bettwäsche machte ihn noch müder, als er ohnehin schon war, und er schlief rasch ein.

Als er am nächsten Morgen aufstand, herrschte ein sonderbares Zwielicht und Manuel hatte keine Ahnung, wie spät es wohl war. Weil er aber ohnehin nicht glaubte, weiterschlafen zu können, stand er auf, zog sich an, ra-

sierte sich, kramte seinen Kamm aus der kleinen Reisetasche und brauchte fast eine Viertelstunde, um sein Haar zu entwirren.

Als er damit fertig war, stand die Sonne blass am Himmel und seine Armbanduhr zeigte kurz nach halb acht Uhr an.

Ein Blick aus dem Fenster zeigte ihm, dass es ein schöner Tag werden würde; die wenigen Wolken von gestern hatten sich aufgelöst. Die kargen Bäume, trotz der bereits sprießenden Blätter dem Winter sichtlich noch näher als dem Frühling, erblühten gemächlich in einem blassen, fast schüchtern anmutenden Grün; unten im Hof tummelten sich ein paar zartviolette, zerzauste Krokusse. In dem dunklen, gefleckten Braun der alten Blätter, die nass und halb verrottet noch dort herumlagen, wirkten sie sonderbar fehl am Platz, so unverschämt frühlingshaft in diesem dunklen, winterlichen Reich der gefallenen Blätter des letzten Jahres.

Nach ein paar Minuten, die Manuel hinausgesehen und sich an der stillen Schönheit dieses Morgens erfreut hatte, ging irgendwo unter ihm eine Tür auf und ein kleines Mädchen lief hinaus auf den Hof, eine bunte Büchertasche auf dem Rücken und fröhlich winkend. Ihr schwarzes Haar glänzte in der Sonne. Sie überquerte den Hof und rannte in kindlicher Eile die Einfahrt hinab.

Der Anblick des Kindes, das so völlig unbeschwert und fröhlich in den Tag hineineilte, wärmte ihm das Herz, und er lächelte ein wenig in sich hinein. Dann reckte er sich kurz, verließ sein Zimmer, ohne wirklich zu wissen, wohin er gehen wollte, und lief genau Signora Lantoni in die Arme, die in diesem Augenblick vorbeiging. Sie schleppte einen riesigen Stapel alter Sofakissen den Flur entlang.

»Ah, guten Morgen«, begrüßte sie ihn freundlich und nickte ihm, so gut es ging, hinter den Kissen zu. *Heute ist sie ungeschminkt*, bemerkte Manuel und fand, dass sie so

besser aussah. Eine wahre Schönheit war sie freilich trotzdem nicht.

»Guten Morgen«, grüßte er zurück und fragte dann höflich und von einer jähen Hilfsbereitschaft ergriffen: »Was machen Sie denn da? Kann ich Ihnen helfen?«

»Nein, nein, ich glaube, das bekomme ich schon allein hin«, erwiderte Signora Lantoni freundlich mit einem kleinen Lächeln hinter den Kissen hervor und blies sich gekonnt eine feine schwarze Haarsträhne aus den Augen, »ich räume den Dachboden aus. Da liegt alles Mögliche herum, und das soll jetzt alles hinaus. Ich will es nicht mehr haben.«

Irgendetwas in ihrem Tonfall veranlasste Manuel, sonst eher zurückhaltend mit seiner Neugier, zu fragen: »Wieso denn nicht?«

»Irgendwie macht es mich ganz verrückt«, entgegnete sie und änderte die Position, in der sie die Kissen hielt, »diese ganzen Sachen machen mich einfach nervös. Nun ja, es ist eben ein Haufen Plunder.«

»Hat sich wohl so im Lauf der Jahre angesammelt«, vermutete Manuel.

Sie lächelte, angerührt durch seine ruhige Höflichkeit. »Nein, ich habe es von meinem Onkel geerbt, vor – ich weiß gar nicht so genau – vielleicht sechs Jahren? Könnte schon stimmen. Ich kannte ihn eigentlich gar nicht gut.« Sie platzierte den Kissenstapel auf einem nahen Stuhl und klopfte sich die Ärmel aus. »Er lebte in Parma, ein gutes Stück von hier weg … und irgendwann ist dann sein Haus niedergebrannt, dabei ist er ums Leben gekommen. Das ganze Gebäude war zerstört, und das war, muss ich sagen, auch, wenn sich das vermutlich etwas herzlos anhört, ein echter Jammer, denn es war ein schönes Haus, zumindest auf den Bildern, die sie mir dann bei der Polizei zeigten. Dass diese ganzen Sachen hier nicht mit verbrannten, lag wohl daran, dass er sie im Keller aufhob, wissen Sie, so ein Keller mit Stein-

wänden, dem das Feuer im ersten Stock anscheinend nichts anhaben konnte.«

Sie hob die Schultern. »Ich habe das dann alles bekommen. Eine Weile hatte ich ein paar der Sachen im Haus stehen, also ich meine im Wohnbereich, aber was soll ich sagen, die Sachen haben mich einfach nervös gemacht. Einmal hatte meine Tochter nachts einen Albtraum und kam zu mir ins Schlafzimmer, damit ich sie tröste. Sie hat etwas geredet von der Kiste, die ich ihr ins Zimmer gestellt hatte, damit sie ihre Spielsachen hineintun kann. Irgendwas erzählte sie davon, die Kiste habe sie angesehen, und sie war ganz aufgelöst. Hat sich geweigert, wieder in ihr Zimmer zu gehen, ehe ich nicht dieses Möbel hinausgeschafft hätte. Ich habe keine Ahnung, was sie damit meinte, mir ist auch nichts weiter Besonderes an dem Ding aufgefallen. Na ja, es war eben ein Albtraum. Aber trotzdem hat es mich weiter beschäftigt, verstehen Sie, und dann wollte ich die Sachen einfach nicht mehr sehen und habe sie auf den Dachboden gebracht.«

Sie wedelte ein wenig mit der Hand. »Aber Sie kennen das Gefühl sicher, diese schrecklichen Sachen beschäftigen mich immer noch, und jetzt will ich sie ein für allemal loswerden. Ich wüsste auch gar nicht, was ich damit soll.«

Sie sah Manuel kurz an und schaute dann wieder zu dem Kissenstapel hinüber. Manuel folgte ihrem Blick. Er fand nichts Außergewöhnliches an den Polstern, es waren schlichte, normale Sofakissen ohne irgendwelche Zierde, in blau, violett und Gold gehalten, wenn auch durch den Staub etlicher Jahre ein wenig verblasst. Sie sahen genauso aus wie jedes beliebige andere Sofakissen. Dennoch betrachtete Signora Lantoni sie mit einer Art triumphierender Abscheu, als habe sie es dem imaginären Monster unter dem Bett soeben gründlich gezeigt, indem sie seine mächtigste Waffe hinauswarf.

»Ihre Tochter ist wohl vorhin in die Schule gegangen?«, fragte Manuel, weil ihm nichts Besseres einfiel und er das Bedürfnis verspürte, etwas zu sagen.

Sie riss mit fast schon greifbarer Mühe den Blick von den Kissen los und wandte sich ihm wieder zu. »Ja, haben Sie sie gesehen?«

»Zum Fenster hinaus«, stimmte ihr Manuel zu.

»Ein Schätzchen, was? «, lächelte Signora Lantoni mit ungespielter Glücklichkeit, und Manuel sah ihr an, wie sehr sie ihre Tochter liebte.

»Ist sie«, bestätigte er.

Signora Lantoni seufzte kurz, aber nicht unglücklich, und nahm die Sofakissen wieder auf. »Wenn Sie nachher fahren wollen, sagen Sie mir Bescheid«, wies sie ihn an und verzog das Gesicht kurz, als stiege aus den Kissen ein grässlicher Geruch in ihre Nase. Vielleicht war es auch Staub. »Ich bin wohl den ganzen Tag damit beschäftigt, den Dachboden auszuräumen, das heißt, ich werde dauernd hier vorbeilaufen.«

»In Ordnung«, stimmte Manuel zu, »und ich soll Ihnen sicher nicht helfen?«

»Nein, das ist sehr nett von Ihnen, aber ich will Sie nicht aufhalten. Außerdem würden Sie sich bestimmt furchtbar langweilen. Ich mach das schon.«

Manuel zuckte die Schultern. »Na gut.« Sie lächelte ihm noch einmal zu, angetan von seiner Freundlichkeit, und ging dann weiter den Flur hinunter; nach ein paar Schritten drehte sie sich wieder um, als sei ihr plötzlich etwas eingefallen.

»Wenn Sie wollen, können Sie die Sachen ja einmal durchsehen. Das meiste ist alter Kram, wie Sie ja sehen können« – sie hob die Kissen zum Beweis so weit an, wie es ging, ohne dass sie herunterfielen – »aber ein paar schöne Stücke sind auch dabei. Sie können gern etwas mitnehmen, ich werde ohnehin alles wegwerfen.« Sie sah ihn beinahe erwartungsvoll an. Und Manuel, der

normalerweise eigentlich eher wenig Interesse für Trödel aufbrachte, hörte sich selbst sagen: »Ja, warum nicht. Es kann ja nicht schaden, nicht wahr?«

Signora Lantoni umklammerte die Kissen, damit sie ihr nicht herunterfielen, und nickte ihm zu. »Gut, ich bin gleich wieder da. Ich bringe nur schnell die hier nach unten.« Sie verschwand die Treppe hinab.

Manuel lehnte sich an die Tür zu seinem Zimmer, spielte mit dem Schlüssel und fragte sich entfernt, was er eigentlich da oben wollte – was erwartete er denn? Aber andererseits hatte er ohnehin nicht viel vor, die Fahrt nach Hause würde, wenn sich der Verkehr so verhielt, wie er sollte, nicht einmal zwei Stunden dauern. Und vielleicht war ja doch auf dem Speicher etwas dabei, das ihm gefiel.

Signora Lantoni brauchte erstaunlich kurz, um zurückzukommen, so dass Manuel fast erschrak, als sie wieder auf der Treppe auftauchte; anscheinend brachte sie die Sachen nur in den Rezeptionsraum oder ein angrenzendes Zimmer.

»Da entlang«, bedeutete sie und ging an ihm vorbei durch eine Tür, die ein Schild mit der Aufschrift »Kein Zutritt« trug. »Das habe ich aufgehängt, weil manche Kinder sich anscheinend einen Spaß daraus machen, alle Türen auszuprobieren, die nicht ausdrücklich verboten sind«, erklärte sie, als sie Manuels etwas erstaunten Blick sah, »und ich habe es nicht gern, wenn Kinder dort auf dem Dachboden spielen. Weiß der Himmel, was sie nicht alles anstellen können, und wenn sie sich verletzen, weil sie sich einen Splitter einziehen oder die Treppe herunterfallen oder so etwas, dann heißt es wieder, ich sei schuld. Deswegen das Schild.«

Hinter der Tür führte eine steile, schmalstufige Treppe nach oben, die Signora Lantonis Sorge mehr als rechtfertigte, und sie wandte sich erneut an ihren Gast: »Die sechste Stufe gibt etwas nach, aber das ist nicht weiter

schlimm. Stolpern Sie nur nicht.« Sie stieg mit einer Gewandtheit nach oben, die deutlich eine gewisse Routine erkennen ließ, und Manuel folgte ihr vorsichtig.

Oben gab es keine weitere Tür, man betrat den Dachboden eher durch eine Art Luke ohne Klappe. Ein Treppengeländer war nicht vorhanden, weder an der Treppe noch um die Luke, so dass diese tatsächlich kaum mehr als ein Loch im Boden war – leicht zu übersehen und eine regelrechte Einladung zum Stolpern. Manuel bekam eine lebhafte Vorstellung davon, was passieren konnte, wenn Kinder hier spielten und das Loch übersahen und war schon fast dankbar für das Zutritt-Verboten-Schild. Als er den Boden betreten und sich sicherheitshalber einige Schritte vom Treppenabgang entfernt hatte, sah er sich um.

Der Dachboden war weder so dunkel noch so niedrig, wie man es aus Horrorgeschichten kannte, aber immerhin ähnlich verstaubt. Der helle Schein der modernen, gleichmäßig an der Decke verteilten Leuchtstoffröhren auf den alten, spinnwebverhangenen Gegenständen erzeugte eine sonderbare Museumsatmosphäre – neutrales Licht auf staubtrüben Oberflächen, deren Alter ihnen ein mystisches und geheimnisvolles Aussehen verlieh.

Signora Lantoni wies mit einer ausladenden Handbewegung auf all die Sachen, die hier ein stummes Dasein fristeten, und zuckte mit den Schultern. »Das alles meinte ich. Nun ja, sehen Sie sich ruhig um, ich räume derweil weiter aus, wenn's nicht stört.«

Manuel, der es merkwürdig fand, dass sie auf ihrem eigenen Dachboden inmitten all dieses Gerümpels darauf Rücksicht nehmen wollte, ihn nicht zu stören, winkte ab. »Natürlich, machen Sie sich meinetwegen doch keine Umstände.«

Sie fing an, einige alte Decken zusammenzurollen, die auf einem durchhängenden Sofa herumlagen, und er schlenderte zwischen den willkürlich verteilten Gegen-

ständen umher. Das meiste sah aus, als sei es mindestens vierhundert Jahre alt, auch wenn das vermutlich gar nicht zutraf; das konnte genauso mit der dicken Staubschicht zusammenhängen wie mit der Tatsache, dass Signora Lantonis Onkel anscheinend eine Vorliebe für geschnitzte Holzmöbel mit schwerem Eisenbeschlag gehabt hatte, die teilweise an die Illustrationen aus Geschichts- oder Märchenbüchern erinnerten.

Einige der Stücke waren tatsächlich außergewöhnlich schön, viele auch ganz offensichtlich tatsächlich sehr alt. Manuel drängte sich der Gedanke auf, dass man für manche dieser Möbel gewiss noch einiges an Geld bekommen könnte. Er war kein Fachmann auf dem Gebiet, schätzte aber mit einiger Überzeugung, dass manch ein Antiquitätenhändler dafür Beträge im fünf-, vielleicht sechsstelligen Bereich zahlen mochte. Das wollte er auch Signora Lantoni mitteilen, aber als er sich umdrehte, stellte er fest, dass sie soeben die Treppe hinunter verschwand, mit dem Stapel an Decken beladen.

Er wandte sich wieder den Möbeln zu und unterzog einen niedrigen Schrank mit kunstvollen Schnitzereien einer genaueren Betrachtung. Ein außergewöhnlich schönes Stück, so viel stand fest; es reizte ihn, mit dem Finger die eleganten Rundungen der geschnitzten Zierden nachzufahren. Auf halbem Wege, mit ausgestrecktem Arm, überlegte er es sich anders und zog die Hand wieder zurück. *Lieber nicht*, schoss ihm durch den Kopf.

Warum nicht?

Ich weiß auch nicht. Irgendwie kam ihm der Schrank mit einem Mal merkwürdig vor. Er stand auf und wischte sich die Hand an der Hose ab, als hätte schon die Idee, das Holz zu berühren, sie beschmutzt. Ein plötzliches Herzrasen pochte in seinen Schläfen und tief in seiner Kehle und auf seiner Stirn stand ein feiner, kalter Schweißfilm. Er wischte ihn ärgerlich weg – was war denn los mit ihm? Es war nur ein alter Dachboden! –,

aber sogleich bildete sich ein neuer. Plötzlich hatte er das dringende Gefühl, von hier wegzuwollen.

Es gelang ihm zumindest halbwegs, es niederzukämpfen, und er atmete einige Male tief durch: staubige, *alt* riechende Luft füllte seine Lungen. Kurz stand er einfach nur da, um sich wieder zu beruhigen, schnaufte einige Male tief aus, dann ging er weiter. Das Licht der Leuchtstoffröhren erschien ihm auf einmal absurd künstlich, fehl am Platz, und ein schleichendes Gefühl der Unwirklichkeit, wie das unsichere Erkennen im Traum, dass es sich um einen Traum handeln muss, weil irgendetwas nicht stimmt, engte ihm die Brust ein. Staub waberte träge im kalten Schein der Lampen.

Manuel wischte sich erneut die Stirn, aber es war, als versuche er, ein voll Wasser gesickertes Loch am Strand leer zu schöpfen: kaum hatte er die Hand wieder sinken lassen, spürte er schon, wie neue, feine Schweißperlen aus seinen Poren krochen.

Jetzt stand er inmitten dieses Sammelsuriums an Gegenständen. Er sah sich um; irgendwie empfand er ganz plötzlich das drängende Gefühl, dass die Möbel *zurückschauten*, dass sie ihn beobachteten, belauerten. In seinen Ohren hämmerte es dumpf; er brauchte, als ihm das Geräusch auffiel, etliche Sekunden, bis ihm aufging, dass dies sein eigener Herzschlag war. Die Möbel, um ihn herumstehend wie eine stumme Versammlung, folgten ihm mit ihren Blicken.

… einen Augenblick.

Möbel hatten keinen Blick. Sie besaßen ja nicht einmal Augen.

Er wollte lachen, aber seine Kehle war trocken und sein Herz hämmerte nach wie vor, als sei er gerannt; ein kleiner Schweißtropfen rann ihm die Schläfe hinab und er registrierte wie aus weiter Ferne, dass sein Haar ihm an den Wangen und der Stirn klebte. Er strich es weg wie ein Träumender, ohne sich erinnern zu können, dass

er seiner Hand geboten hatte, das zu tun. Wirr schaute er sich um; er fühlte sich von allen Seiten bedrängt. Ein Reiz zu schlucken würgte ihn, aber seine Kehle war zu trocken; er versuchte, sich rückwärts zwischen den Möbeln herauszubewegen, ohne sie aus den Augen zu lassen – er wollte ihnen unter keinen Umständen den Rücken zukehren, denn ein kleiner Teil von ihm beharrte hartnäckig darauf, dass sie ihn in der Sekunde, in der er das tat, anfallen würden –, und stieß dabei gegen einen kleinen Schreibtisch.

Mit einem erschrockenen Schrei, von seinem ausgetrockneten Hals zu einem Keuchen erstickt, sprang er davon weg und wäre fast gestolpert; bei dem Gedanken, wirklich zu straucheln und mitten in diese Ansammlung von Möbeln hineinzustürzen, drehte sich ihm der Magen um. Sein Blick fiel auf ein Ölgemälde mit breitem, vergoldetem Rahmen, das lässig an einem Sessel lehnte – der alte Mann, den es darstellte, schaute ihn mit wachen, funkelnden Augen direkt und aufmerksam an.

»Das ist ein Trick«, flüsterte er, ohne es zu merken, und fühlte sich fiebrig; ihm war, als verschwimme sein Sichtfeld an den Rändern, »das habe ich schon einmal irgendwo gelesen … es soll so aussehen, als sähe es einen an …«

»Gruselig, was«, erklang hinter ihm Signora Lantonis Stimme und er hätte vor Schreck beinahe einen Sprung gemacht. Er drehte sich um, tief in den Wirrnissen in seinem Kopf spukte der Gedanke herum, dass er, wenn sein Herz nur noch ein winziges bisschen schneller raste, vermutlich einen Herzinfarkt erleiden und hier auf einem staubigen alten Dachboden sterben würde.

Sie sah ihn an, schien aber nicht zu bemerken, wie er sich fühlte, denn ihr Gesichtsausdruck war unverändert. »Ich mag dieses Bild nicht«, fuhr sie fort, »irgendwie sieht der Kerl böse aus. Ich weiß auch nicht.«

Ihre Stimme schien den Bann zu brechen, den die Gegenstände in ihrer Abwesenheit so übermächtig herauf-

beschworen hatten; das beklemmende Gefühl des Belauertwerdens löste sich fast vollständig von Manuel und sein Puls stellte sich zögerlich wieder auf seinen normalen Rhythmus ein. Das sich verlangsamende Pochen dröhnte ihm in den Ohren.

»Ja, da haben Sie nicht ganz unrecht«, stimmte er ihr zu und schaute wieder zu dem Gemälde hinüber. Jetzt sah es aus wie jedes andere Ölbild auch, die Augen des gemalten Mannes hatten ihren Glanz verloren und blickten trüb an Manuel vorbei.

»Ich weiß nicht einmal, wer es gemalt hat«, teilte ihm Signora Lantoni mit und er war für jedes Wort, das sie sprach, dankbar.

»Besonders bekannt kann der Maler nicht gewesen sein. Er hat das Bild nicht einmal signiert.« Sie zuckte die Schultern und fing an, alte Bücher aus einem Regal zu nehmen.

»Vielleicht hat es ihm nicht gefallen«, dachte Manuel laut und Signora Lantoni nickte ein wenig.

»Kann schon sein. Ich finde es jedenfalls überhaupt nicht schön.«

»Ich würde es auch nicht ins Wohnzimmer hängen wollen«, äußerte Manuel wahrheitsgemäß und betrachtete das Bild erneut.

Ein ganz normales Ölgemälde wie jedes andere. Trotzdem zog er es vor, wieder wegzusehen, und wanderte weiter zwischen dem Trödel entlang, auch wenn es ihm widerstrebte. Ein Teil von ihm beharrte darauf, dass hier etwas ganz und gar nicht so war, wie es sein sollte, aber ein anderer Teil von ihm bestand darauf, sich *alles* einmal anzusehen, ehe er wieder ging. Das war, dachte Manuel, vermutlich auch der Teil, der einen dazu brachte, sich noch einmal fasziniert umzudrehen, wenn man von einem Rudel Hyänen verfolgt wurde. Leider besaß eben dieser Teil im Moment eine ungemein nachdrückliche Gewalt über ihn.

Er schlenderte möglichst gelassen zwischen den Sachen vorbei. Sie *beobachteten* ihn noch immer, aber jetzt taten sie es nicht mehr so offensichtlich. Jetzt spähten sie ihm aus dunklen Ecken hinterher und verbargen sich kichernd im Schatten, wenn er sie ansah.

Trotz aller Anstrengung konnte er dieses Bild nicht wieder abschütteln, und am liebsten hätte er sich umgedreht und wäre einfach hinuntergerannt; er kam sich vor, als stünde er inmitten einer Horde von bösartigen Kobolden, die sich ihm von allen Seiten näherten: sie versteckten sich, wenn er in ihre Richtung sah, aber wenn er sich umwandte und diejenigen hinter sich ertappen wollte, nutzten die, die bis gerade noch irgendwo vor ihm gewesen waren, die Gelegenheit, sich ihm wieder zu nähern.

Und wenn er sich dann wieder umkehrte, ergriffen die, denen er sich eben noch zugewandt hatte, wiederum ihre Chance und rückten an ihn heran.

Aber gleichzeitig war dieses Bild auch nicht richtig, denn was er hier zu spüren glaubte, kam ihm wesentlich … *machtvoller* vor als ein Kobold oder auch mehrere. Vor allem waren es keine Kobolde. Es waren diese *Sachen* hier, all diese Dinge, die hier auf einem alten, staubigen und völlig trivialen Dachboden herumstanden, und das machte das Ganze noch viel schlimmer, denn wenn Manuel tatsächlich einem Kobold gegenübergestanden wäre, hätte er ihn ohne weiteres ins Reich der Legenden verbannen und sich einreden können, er habe ihn sich eingebildet.

Kobolde existierten nicht, oder zumindest nicht in dieser rationalen Welt.

Aber die Vorstellung, dass Möbel etwas völlig normales, ganz und gar alltägliches waren, über das man sich normalerweise kaum Gedanken machte, und sie hier doch gleichzeitig etwas so absolut Furchteinflößendes, Machtvolles sein konnten, machte Manuel wirklich

Angst. Dass er sich vor etwas *in* den Möbeln fürchtete, wäre nichts so grundsätzlich Abwegiges gewesen, Kinder fürchteten sich ja auch vor dem Monster im Schrank. Aber er fürchtete sich vor den Möbeln *selbst.*

Signora Lantoni stieg wieder die Treppe hinunter, und kurz war er versucht, ihr hinterherzurufen, ließ es dann aber sein – was hätte er auch sagen sollen? Sie solle warten, bis er fertig war, weil er sich *vor den Möbeln fürchtete*? Da könnte er auch gleich das Fenster aufmachen und hinausschreien: »Ich bin verrückt!! Holt mich ab!« Fast hätte er gelächelt bei der Vorstellung, aber sein Gesicht wollte nicht so recht mitmachen.

Schließlich ging er vor einer großen Truhe in die Knie und betrachtete sie eingehend; hauptsächlich tat er das deshalb, weil er versuchen wollte, etwas daran zu finden, das sie besonders machte, aber aus einem Grund, den er gar nicht genauer hätte beschreiben können, interessierte ihn plötzlich, was wohl darin aufbewahrt war. Er streckte die Hand aus, um den schweren Deckel anzuheben, und verharrte wenige Zentimeter davor, ehe er das dunkle Holz berührte.

Die Kiste beobachtete ihn nicht, sie *starrte ihn an*. Sie schien tatsächlich so etwas wie ein bösartiges Eigenleben zu führen, das konnte er plötzlich ganz deutlich spüren, und sie *starrte ihn an*. Es war ein fast schon körperliches Gefühl, wie eine Berührung, und ausgesprochen unangenehm. Mit einem Mal war er felsenfest überzeugt, wenn er den Deckel anhöbe und hineingriffe, werde er feststellen, dass die Kiste Zähne besaß, scharfe, lange Raubtierzähne, rostig nach all den Jahren, die sie im Keller jenes Mannes und dann auf dem Dachboden dieser Dame verbracht hatte, aber immer noch messerscharf, und sie werde nach ihm beißen.

Er starrte den Kasten wie gelähmt an. Alles in ihm widerstrebte der Vorstellung, dieses Ding auch nur zu berühren; er merkte eine Gänsehaut über seine Arme

kriechen. Wahrscheinlich wäre er aufgestanden und einfach gegangen, wenn nicht in diesem Moment eine kleine, aber beharrliche Stimme in seinen Gedanken gewispert hätte: *Wenn du jetzt einfach wieder gehst, wirst du dich dein Lebtag fragen, was nun wirklich da drin war.*

So lächerlich das war, Manuel war sich ziemlich sicher, dass das stimmte, und er war sich ebenso sicher, dass es vermutlich schlimmer war, wochen- oder jahrelang darüber zu grübeln, als jetzt trotz all der wilden Fantasien, die er sich da ausmalte, die Truhe einfach zu öffnen.

Er packte den Deckel kurz entschlossen und stemmte ihn auf. Entfernt kam es ihm so vor, als habe das Holz sich unter seinen Fingern protestierend versteift, aber das musste Einbildung sein, denn Holz war nicht weich genug, als dass er das gemerkt hätte, wenn es denn so gewesen wäre. Mit einem übermächtigen Gefühl des Widerwillens kroch er auf Knien etwas näher an das Möbel heran, damit er über den Rand spähen konnte.

Die Kiste hatte keine Zähne und auch sonst nichts, das eine Kiste nicht legitimerweise hätte haben sollen, und die Metallscharniere am Deckel glänzten blank; von Rost war keine Spur zu sehen. Von einer Erleichterung erfüllt, die ihn fast schon erschreckte, begutachtete Manuel den Inhalt. Den Großteil davon stellten schon halb auseinandergefallene Bücher; außerdem stapelten sich dort ein uralter, mattrosafarbener Seidenschal, der sich ausgedünnt und morsch anfühlte, zwei Tannenzapfen, was auch immer sie da zu suchen hatten, eine Pappschachtel und eine Keramikfigur. Die Figur stellte einen kleinen Jungen dar, der ein Messer, das in seinem Hals steckte, umklammerte und dabei schrie.

Manuel blinzelte.

Natürlich hatte er sich geirrt; dieser Dachboden übte eine schreckliche Wirkung auf die Fantasie aus. Die Figur *zeigte* einen kleinen Jungen, aber einen, der, die

Hand zum Mund erhoben, anscheinend lachend nach jemandem rief. In der anderen Hand trug er einen Korb mit Pilzen.

Eigentlich mehr, um sich von der Normalität der Kiste zu überzeugen, denn aus echtem Interesse zog Manuel die Pappschachtel hervor – angesichts ihrer relativen Größe überraschte sie ihn durch ein geringeres Gewicht als erwartet – und machte sie auf.

Die Schachtel enthielt vier hölzerne Flöten. Manuel sah sie sich erstaunt an; die Flöten waren sichtlich schon enorm alt und vermutlich auch durchaus wertvoll, wenn er sich nicht völlig verschätzte; dass sie hier so achtlos aufgehoben wurden, kam ihm sonderbar vor. Er nahm eine heraus, eine kleine Blockflöte aus dunklem Holz. Feine Schnitzereien schwammen in wellenartigen Ringen um das Kopfstück und den Fuß des Instrumentes und ringelten sich zierlich umeinander. Das Mittelstück wurde von filigranen Darstellungen von Ranken und Blättern umwunden, jedes Griffloch einrahmend, so fein und schlank wie mit einem einzelnen Pinselhaar aufgemalt.

»Was haben Sie denn da?«, fragte von schräg hinter ihm Signora Lantoni, und er wäre fast rückwärts umgefallen, so unerwartet riss ihn ihre Stimme aus seinen Betrachtungen. Er strich sich eine lange Haarsträhne aus dem Gesicht und hob seinen Fund hoch.

»Eine Schachtel mit ein paar Flöten.«

»Flöten?«, wunderte sich Signora Lantoni und spähte über einen niedrigen Schrank hinweg zu ihm herüber.

»Ja, vier Stück, in einer Schachtel. Sie lag da drin«, berichtete Manuel, auf die Truhe weisend, und registrierte unterbewusst, dass die Möbel umher aus irgendeinem Grund nicht mehr so bedrohlich wirkten, als hätten sie sich tiefer in sich selbst zurückgezogen. Das war, wenn er jetzt noch einmal darüber nachdachte, natürlich lächerlich, aber nichtsdestotrotz beharrte ein kleiner Teil

von ihm darauf, dass es sich genau so und nicht anders verhielt.

»Wissen Sie, wieso sie dort drin waren?« Die Frage kam ihm, da er sie ausgesprochen hatte, selbst komisch vor – woher sollte sie denn wissen, weshalb ihr Onkel, mit dem sie ja offenbar nicht besonders eng verbunden gewesen war, ein paar Flöten in einer Holztruhe aufbewahrt hatte?

Der Deckel besagter Truhe schlug mit einem dumpfen Knall zu und hustete ihm eine Staubwolke ins Gesicht, diesmal fiel er *wirklich* vor Schreck und mit einem kleinen Schrei hintenüber und schlug mit dem Rücken auf dem Boden auf wie ein Stummfilmkomiker.

»Ist alles in Ordnung?«, rief Signora Lantoni leicht besorgt und linste erneut über den Schrank.

»Ja«, antwortete Manuel und rappelte sich mit hämmerndem Herzen auf. Die Truhe schwieg selbstzufrieden. »Ich habe mich nur erschreckt.«

»Ach so. Ja, das passiert mir auch manchmal hier, dass plötzlich etwas umfällt oder so.« Signora Lantoni griff sich den zweiten Bücherstapel, den sie bereitgestellt hatte, und machte sich daran, die Treppe wieder hinunterzusteigen. Manuel sah ihr kurz hinterher, dann auf die Schachtel, die er nach wie vor in der Hand hielt, und ging ihr schließlich nach.

Auf dem Flur holte er sie ein – sie war die Treppe ungefähr doppelt so schnell hinuntergekommen wie er, was möglicherweise damit zusammenhing, dass Manuel sich ständig umgedreht und vergewissert hatte, dass ihm nicht rein zufällig eine große schwere Truhe oder ein Schrank hinterherstürzte – und schritt neben ihr her.

»Ach, sind Sie fertig?«, erkundigte sich Signora Lantoni und hätte, weil sie beim Sprechen Manuel anschaute, fast die Bücher fallen lassen.

»Ja, ich würde mich dann auf den Weg machen, wenn Ihnen das nichts ausmacht«, meinte er und wog den

Karton mit den Flöten in der Hand. Sie gingen in den Rezeptionsraum und Signora Lantoni verfrachtete die Bücher eher werfend denn abstellend in einem geräumigen Nebenzimmer, ehe sie sich wieder hinter den Rezeptionsschalter begab.

»Dann brauche ich den Schlüssel«, lächelte sie Manuel an, der selbigen aus der Tasche kramte und ihr überreichte. Sie kritzelte etwas auf das Formular, das er am vorigen Tag unterzeichnet hatte, und ließ ihn einen Preis bezahlen, der so niedrig war, dass er, ehe er zahlte, noch einmal nachfragte.

»Ich würde diese Flöten hier gern mitnehmen«, merkte er dann an und legte die Schachtel auf den Tisch. Signora Lantoni winkte ab.

»Nur zu«, brummte sie und zog die Augenbrauen hoch, was ihr so eigentümlich schwammiges Gesicht auf unfreiwillig komische Weise dehnte, und Manuel sah sie unsicher an.

»Wollen Sie nicht irgendwas dafür haben?«, vergewisserte er sich etwas unbehaglich.

»Nein«, sagte Signora Lantoni und maß die Schachtel mit einem abfälligen Blick, als beherberge sie statt ein paar harmloser Flöten einige Alligatoreneier, »wie gesagt, ich wollte das alles einfach wegwerfen. Ich glaube nicht, dass es jemanden gibt, der dafür etwas bezahlen würde, Sie waren ja selbst dort oben. Ich weiß ja nicht, wie es Ihnen ergangen ist, aber mir wird da immer ganz komisch. Nein, mir ist alles egal, so lang das Zeug aus dem Haus kommt.«

»Diese Flöten hier sind, glaube ich, sehr alt«, widersprach Manuel, ohne wirklich zu wissen, wieso – eigentlich war das ein absurdes Gespräch, ein Feilschen, bei dem Käufer und Verkäufer beide völlig entgegen ihrer üblicherweise zum Handel führenden Interessen diskutierten. »Ich glaube, sie könnten sehr wertvoll sein.«

»Dann haben Sie heute Glück«, lächelte Signora Lantoni amüsiert, »wirklich, behalten Sie sie einfach. Ich ha-

be sie aus Zufall bekommen, heute ist der Zufall eben auf Ihrer Seite. Ich wusste ja bis vor einer halben Stunde gar nicht, dass ich sie überhaupt habe.« Sie machte kurz eine Pause, als ein anderer Gast durch die Tür zum Treppenhaus kam und das Hotel verließ, zu einem Spaziergang wahrscheinlich.

»Ich gehe dann wieder nach oben. Sie haben das Chaos ja gesehen, ich werde dafür noch eine Weile brauchen.« Manuel, der eigentlich weiter protestieren wollte, zuckte die Schultern. »Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag«, ergänzte Signora Lantoni und hängte seinen Zimmerschlüssel ans Schlüsselbrett zurück.

»Ihnen auch«, erwiderte Manuel und steckte die Schachtel behutsam und nach wie vor etwas unschlüssig ein, »und vielen Dank.« Signora Lantoni winkte ab, sichtlich amüsiert über seine Unsicherheit, und verschwand wieder nach oben, um weiterzuräumen.

Manuel verließ das Hotel und blieb kurz in der Sonne stehen, die mittlerweile zwischen den Kronen der Bäume hervorblinzelte und den späten Vormittag wärmte. Als er auf sein Auto zuging, flogen einige Amseln in wilder Hast aus dem Beet auf, in dem die Krokusse aus den modrigen Blättern ragten, und er sah ihnen hinterher.

Wie erhofft entsprach der Straßenverkehr heute wieder den Erwartungen. Manuel kam gut voran und erreichte Castello di Godego in weniger als anderthalb Stunden. Als er schließlich in seine Einfahrt einbog, hing die Erinnerung an den Dachboden zwar noch deutlich nach, hatte aber zumindest einiges von ihrer Bedrohlichkeit eingebüßt.

Er parkte sein Auto in der Einfahrt, sperrte die Haustür auf und wurde sogleich vom Piepen des Anrufbeantworters, der offenbar schon seit längerem auf ihn lauerte und es irgendwie geschafft hatte, innerhalb von

nur zweieinhalb Tagen sechzehn Anrufe aufzuzeichnen, aus seinen Gedanken gerissen.

Etwas ermüdet ließ er sich schließlich in den Sessel im Wohnzimmer fallen, dessen Möbel aus dunklem Holz und viel Glas elegant mit dem cremefarbenen Teppich und einem dazu passenden Sofa kontrastierten, und betrachtete ein wenig den Fernseher, während er überlegte, ob er ihn einschalten sollte oder lieber doch nicht. Er entschied sich dagegen und zog stattdessen die Schachtel mit den Flöten aus der Reisetasche, um sie einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen.

Sie war scheinbar auch schon älter, die Tackerklammern, die sie vor dem Auseinanderfallen bewahrten, waren rostig und Finger, welche den Karton früher wohl häufig geöffnet hatten, hatten den Rost zu orangeroten Flecken rund um die Nadeln herum verteilt. Die Pappe, aus der die Schachtel bestand, war abgegriffen und fühlte sich auf jene sonderbare Weise staubig an, die nicht etwa Schmutzigkeit indizierte, sondern vielmehr, dass der Karton irgendwo im Prozess der langsamen Auflösung zu Staub steht. An den Ecken blätterten bereits die oberen Schichten ab.

Manuel hob den Deckel ab und nahm erneut jene kleine, dunkle Blockflöte heraus, die er schon auf dem Dachboden in der Hand gehabt hatte. Sie lag angenehm in der Hand, das Holz fühlte sich gut an, tausendmal besser als diese billigen Plastikflöten, auf denen Grundschulkinder das das Spielen lernen, aber auch immer noch auf unbestimmte Weise besser als die hölzernen Flöten, die Manuel kannte. Es war fast so, als könnte Manuel die Mühe und Arbeit des Meisters, der dieses Instrument gefertigt hatte, spüren.

Interessehalber setzte er das Mundstück an die Lippen und blies hinein.

Manuel hatte über viele Jahre hinweg das Flöten gelernt und war auch ungewöhnlich gut gewesen, spielte

nun aber schon länger nicht mehr und fühlte sich nicht ganz sicher, was er jetzt noch Zustandebringen würde; daher testete er zunächst nur den Klang des Instruments. Er tönte angenehm, rein und klar, besaß aber gleichzeitig etwas Mystisches, wie eine Eulenstimme – um ehrlich zu sein, Manuel hatte keine Ahnung, wie eine Eulenstimme klang, aber diese Flöte traf zumindest seine *Vorstellung* davon –, ganz so, als könne man den Staub der Jahre hören, dem das Instrument trotz der Schachtel ausgesetzt gewesen war. Es gab dem Ganzen eine etwas geheimnisvolle Note, fand er angetan.

Jetzt spielte er probehalber eine echte Melodie und stellte, positiv überrascht, fest, dass seine Fingerfertigkeit kaum abgenommen hatte. Tatsächlich schaffte er das recht komplizierte Stück beim ersten Anlauf, ohne sich zu verhaspeln. Er experimentierte noch ein wenig herum, übte Triller und kurze Melodiefetzen, an die er sich spontan erinnerte, und war durchaus zufrieden mit sich.

Nach einer Weile legte er das Instrument beiseite – aber bewusst nicht in die Schachtel zurück, denn er wollte die anderen Flöten in den nächsten Tagen ausprobieren und sie dabei nicht durcheinanderbringen – und ging in die Küche, um sich etwas zu essen zu machen und einen Blick in die Zeitung zu werfen.

Es war der Wetterbericht, der ihn interessierte; er würde morgen nach Triest fahren, um etwas beruflich zu erledigen, und war nicht unbedingt interessiert daran, dies während eines Sommerwetterausbruches zu tun, wenn plötzlich wieder all diese Leute von sonst woher auftauchten, um ein paar Tage in der Gegend zu verbringen.

Die Zeitung teilte ihm mit, dass es mehr oder weniger unmöglich war, etwas Genaues vorherzusagen, es aber wahrscheinlich sei, dass es, wie für diese Jahreszeit nicht ungewöhnlich, mild warm und hier und da schwach

bewölkt würde. Das war in Ordnung, fand Manuel und warf einen prüfenden Blick nach draußen, während er darauf wartete, dass das Nudelwasser zu kochen begann.

Es war tatsächlich bewölkt, aber keineswegs so schwach, wie der Wetterbericht so optimistisch behauptete. Am Himmel türmten sich massive graue Wolkenberge, schwer und dunkel wie die stählernen Schwingen eines Dämonen, und ein leichter Wind zauste die Büsche im Vorgarten mit steifer Hand. Manuel runzelte die Stirn und betrachtete die trüben silbergrauen Banner, die das nahende Unwetter da über den Himmel trug. *Wahrscheinlich ein Frühlingsgewitter*, dachte er und schüttete Nudeln in das brodelnde Wasser.

Als er gerade die Nudeln in einem Sieb abgegossen hatte, flammte ein greller Lichtblitz auf, und einen Sekundenbruchteil später erschütterte ein Schlag das Haus, dass Manuel den tropfenden Topf vor Schreck quer durch die Küche schleuderte. Draußen hob ein Rauschen und Tosen an, und Manuel, der sich nicht zum ersten Mal an diesem Tag einem Herzinfarkt nahe fühlte, starrte zum Fenster, ohne wirklich etwas wahrzunehmen.

Nach einigen Sekunden, als er einigermaßen sicher sein konnte, dass das Haus noch stand, blinzelte er ein paar Mal und schaffte es schließlich, seine Gedanken zu ordnen. Draußen, so stellte er jetzt fest, tobte ein Gewitter, und zwar das mit Abstand heftigste, das er in seinem gesamten Leben je gesehen hatte.

Wasser stürzte in Bächen vom Himmel und klatschte, von einem heulenden Wind gepeitscht, gegen das Küchenfenster; die Wolken, vorhin noch stahlgrau, schwelten nun in einem finsteren schwarz und blau, als habe jemand von oben Tinte über den Himmel geschüttet. Es war finster draußen und die Büsche schienen sich zu ducken, vom Regen niedergedrückt.

Manuel schaute einige Sekunden lang mit halb offenem Mund hinaus, dann riss er sich zusammen – er musste recht übermüdet sein, dachte er –, warf die Zeitung mit einem verächtlichen Schnauben in den Papierkorb und machte sich daran, sein Essen fertigzustellen.

Er aß am Küchentisch, das Fenster beobachtend und ab und zu leicht zusammenzuckend, wenn wieder eine mächtige Donnerwoge über die kleine Stadt hinwegrollte; danach ging er ins Bett und hoffte, bis morgen werde es sich schon wieder beruhigt haben.

Das Wetter enttäuschte seine Hoffnungen. Als er am nächsten Morgen aufwachte, geschah das, weil ein kolossaler Donnerschlag das Fenster zum Klirren brachte und Manuel beinahe aus dem Bett gefallen wäre. Leicht konfus und noch völlig schlaftrunken tappte er ans Fenster und schaute hinaus: es goss wie aus Eimern.

Im Vergleich zum gestrigen Abend gab es nur geringfügige Veränderungen; der Regen schien nicht mehr ganz so heftig zu sein, auch der Wind jaulte nicht mehr so vernehmlich. Der laute Schlag, der Manuel so rücksichtslos geweckt hatte, schien ein Einzelfall gewesen zu sein, denn was er, während er sich anzog und kämmte, hörte, klang mehr wie das rollende Räuspern eines fernen Riesen denn wie jener Kanonenschlag, der ihn aus dem Bett geworfen hatte.

Eine Melodie summend wanderte er zur Haustür, um einen Blick hinauszuwerfen, der nicht von einer regenübergossenen Fensterscheibe verzerrt wurde; im gleichen Moment, in dem er die Tür öffnete, kam ihm der Postbote entgegen. Er war klatschnass und sah auf eine rotnasige Art erkältet aus, die Manuel ehrlich leidtat; hinter ihm prasselte unbeeindruckt der Regen auf die Straße ein und der Wind jagte durch die Büsche. Die Krone eines Baumes tanzte aberwitzig über den Hausdächern gegenüber.

»Was für ein entsetzliches Wetter!«, fluchte der Postbote lautstark, ein stoppelhaariger, etwa sechzehnjähriger Bursche mit zwei Ringen in jedem Ohr, »ich könnte kotzen! Da heißt es noch im Wetterbericht, eventuell bewölkt!! Und jetzt sehen Sie sich mal diese phänomenale Schei…«

»Da hast du bestimmt recht«, unterbrach ihn Manuel, der nicht allzu viel Wert darauf legte, die nachdrücklichen Hasstiraden des Jungen bis zum Ende anzuhören, höflich, aber bestimmt.

»Na und wie«, stimmte ihm der Postbote zufrieden zu und schniefte vernehmlich, anscheinend dankbar für die Pause, die er sich vom Briefaustragen gönnen konnte, »na ja, ich habe es da immer noch besser als mein Bruder.«

»Wieso denn das?«, fragte Manuel erstaunt, der sich nicht viel vorstellen konnte, was schlimmer sein mochte als bei diesem Wetter von Haus zu Haus ziehen zu müssen.

»Na, der darf heute viereinhalb Stunden lang irgendwelche rotzigen kleinen Kinder beim Fußballspielen beaufsichtigen«, teilte ihm der Postbote nicht ohne eine gewisse Schadenfreude mit und lachte ein wenig, »und das natürlich in Fußballklamotten. Mann, bei dem Dreckswetter in kurzen Hosen unterwegs sein, macht bestimmt so richtig Laune.«

Er machte nicht den Eindruck, als sei er darüber ausgesprochen unglücklich.

»Und was haben Sie so vor?«, fragte er dann und lehnte sich kumpelhaft an den Türrahmen. Manuel unternahm den von eher bescheidenem Erfolg gekrönten Versuch, sein über die Schulter fallendes Haar zurückzuwerfen, und der Postbote beobachtete den Flug der langen Haarsträhne mit einem Anflug von Neid.

»Ich hatte geplant, heute nach Triest zu fahren«, erzählte er und der Postbote zog eine Augenbraue hoch.

»Oh Mann, das können Sie knicken, denk ich«, entgegnete er und warf einen Blick hinaus auf die Straße, wo unverändert der Regen herniederging, »es gibt da anscheinend seit heute früh ein ziemliches Chaos auf den Straßen hier in der Gegend, jetzt wo es so herbe regnet. Manche sind total überschwemmt und alles, deswegen fahren jetzt alle auf den paar Straßen wo's nicht überschwemmt ist. Gibt aber haufenweise Unfälle, wahrscheinlich weil keiner mehr was sieht bei dem Regen, und ziemlich heftige Staus. Kilometerweit und alles.«

Manuel sah resignierend auf die Straße. »Ja … das war wohl zu befürchten. Nun ja, es ist ja nicht dringend. Ich kann auch in den nächsten Tagen fahren.«

»Wäre wohl besser«, bestätigte der Postbote und schnippte mit den Fingern. »Wahnsinn, oder?«

»Weißt du, wie weit das Wetter reicht?«, erkundigte sich Manuel und hoffte, dass es nur ein lokales Unwetter war; dann würde es wenigstens nicht allzu lange dauern, bis es sich wieder beruhigte.

»Naja, nicht allzu weit, denk ich«, meinte der Junge und bohrte verträumt in der Nase, während er nachdachte, »ich glaube, im Radio haben sie was gesagt von wegen, das sei nur hier in der Gegend. Ist wohl irgendwie aus den Bergen runtergekommen oder so. Ich hab doch keine Ahnung von so was. Haben Sie kein Radio?«

»Nein«, antwortete Manuel wahrheitsgemäß, »nur ein Autoradio.«

»Mann«, staunte der Postbote und starrte ihn beeindruckt an, »und wie kriegen Sie dann alles mit?«

»Ich lese die Zeitung«, erwiderte Manuel, dem es langsam etwas kalt wurde, »wenn es dir nichts ausmacht, würde ich dann wieder hineingehen.«

»Alles klar«, meinte der Postbote bedauernd, nieste unterdrückt und schaute missvergnügt in den Regen, »dann mach ich mich mal wieder vom Acker. Wiedersehen.«

Er drückte Manuel einen tropfenden Briefumschlag und zwei mittelstark durchnässte Kataloge in die Hand, schlug demonstrativ den Jackenkragen hoch und ging wieder zur Straße zurück, an der er sein Fahrrad abgestellt hatte; Manuel schloss zerstreut die Tür und warf die triefende Post auf den nächstbesten Tisch.

Er hatte sich schon ein- oder zweimal mit dem Jungen unterhalten und die Erfahrung gemacht, dass das, was er auf seinen alltäglichen Botengängen aufschnappte, zumindest einen wahren Kern besaß; wenn er also davon ausgehen konnte, dass auch diesmal etwas an der übertriebenen Darstellung dran war, wäre es vermutlich eine eher aussichtslose Sache, heute nach Triest zu fahren. Er grunzte missvergnügt. Zwar war die Fahrt nicht dringend, aber dennoch fand er es etwas ärgerlich, dass ihm das Wetter so gründlich einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte.

Er nahm sich seine vor einiger Zeit angefangene Lektüre und las eine Weile; zur Mittagszeit bemerkte er dann, dass das Donnern inzwischen aus weiter Ferne zu kommen schien, und legte das Buch beiseite, um hinauszusehen.

Der Regen schien in der Tat auszudünnen; aus dem platschenden und rauschenden Herabfallen des Wassers war ein murmelndes Nieseln geworden, das sich in missmutigen, zähen Fäden aus den Wolken herabsenkte. Manuel atmete ein wenig frische Luft, bis es ihm *zu* frisch wurde; dann ging er zurück ins Haus und stellte das Buch, das er auf der Glasplatte des Wohnzimmertisches abgelegt hatte, auf ein nahes Regal. Eigentlich wollte er ein wenig hinausgehen, aber nicht, solange es noch regnete.

Er nahm eine der drei übrigen Flöten aus der Schachtel; diese hier sah der gestern versuchten recht ähnlich, maß aber in der Länge mindestens das doppelte und bestand aus einem anderen, helleren Holz. Wie die erste Flöte zierten auch diese Schnitzereien von bestechender

Filigranität. Manuel setzte sie an die Lippen und beschloss, ein wenig zu üben, bis der Regen versiegte.

Diese Flöte hier klang um einiges tiefer als die erste, besaß aber auch jenen mystischen Klang, den er gestern so spontan mit einer Eulenstimme assoziiert hatte. Ihr Ton schmeichelte dem Ohr und entfaltete eine angenehme, kühl-beruhigende Wirkung. Manuel spielte eine geraume Zeit und war mehr und mehr davon überrascht, wie gut er das Instrument beherrschte; hätte ihm jemand die Notation dessen gezeigt, was er gerade spielte, hätte er wahrscheinlich ungläubig gelacht und sich mit dem Finger an die Stirn getippt.

Schließlich dünnte der Regen allmählich aus und verstummte, und Manuel, dessen Lippen sich komisch anfühlten vom Flöten – er stellte erstaunt fest, dass er fast drei Stunden lang gespielt hatte –, legte das Instrument zu dem gestern probierten neben die offene Schachtel. Die hölzerne Querflöte würde er sich für den Schluss aufheben, nahm er sich vor; sie trug viel aufwändigere Zierden als die übrigen und sah aus, als sei sie für einen Normalbürger nicht zu bezahlen. Allein schon ihres Alters wegen war sie bestimmt etwas Besonderes und noch dazu in solch kunstvoller Ausführung gefertigt …

Auf eine gewisse Weise sah sie aber auch aus, als sei sie die *wichtigste* dieses Quartetts, auch wenn Manuel gar nicht genauer hätte beschreiben können, inwiefern sie so aussah. Es war einfach ein Eindruck, den er hatte.

Er stellte die Schachtel zurück an ihren Platz und machte sich auf zu seinem Spaziergang. So lang er noch frei hatte, wollte er seine Zeit auch genießen.

Die Stadt glänzte nass und grau und nach den schweren Regenfällen sahen die gerade erst austreibenden, niedrigen Büsche trotz des frischen Grüns, das sie zur Schau trugen, etwas niedergedrückt aus. Die Vögel kreischten laut in den Bäumen.

Manuel kam wieder zurück nach Hause, unsicher ob sich seine Laune jetzt hätte heben sollen oder nicht; zumindest fand er es nun im Nachhinein äußerst unklug, sich dem Wind mit offenen Haaren gestellt zu haben.

Auf dem Weg zur Haustür wäre er beinahe gestürzt.

Sein Fuß blieb an etwas Hartem hängen, das nicht einen Millimeter nachgab, und hätte er nicht aus Reflex einen langen Ausfallschritt getan, wäre er möglicherweise der Länge nach hingeschlagen.

Irritiert und mit nicht völlig wiederhergestelltem Gleichgewicht blieb er stehen. Aus dem neben dem Hauseingang stehenden hohen Baum regnete höhnisch ein eisiger Schauer dicker Wassertropfen auf ihn hinab.

Manuel war noch nie vorher wirklich aufgefallen, dass dort ein Baum stand, aber zumindest fand er jetzt, da er es bemerkte, dass er dort überhaupt nicht *gut* stand. Er wuchs viel zu nahe beim Fußweg, der durch den schmalen Streifen führte, welchen Manuel ab und an in großartiger Übertreibung als Vorgarten bezeichnete: eine der Steinplatten, mit denen der kurze Weg recht unprofessionell gepflastert war, war durch eine kräftige Wurzel bereits mächtig nach oben angehoben worden. Über die so entstandene Kante war er soeben gestolpert.

Es kam ihm vage merkwürdig vor, dass er nie registriert hatte, dass da ein Baum so dicht neben seiner Haustür stand, dass er vermutlich nicht einmal das Haus hätte verlassen müssen, um den Stamm zu berühren; andererseits konnte er sich nach den Ereignissen des gestrigen Tages natürlich alles einbilden – die, um genau zu sein, ja eigentlich gar keine echten Ereignisse gewesen waren, sondern eher … Erfahrungen, denn tatsächlich *ereignet* hatte sich ja nichts weiter Ungewöhnliches. *Doch*, dachte Manuel und sperrte die Haustür auf, *eine Kiste hat nach mir gebissen.*

Das ist doch Blödsinn. Sie ist zugefallen. Das kann mit allen möglichen Sachen passieren. Türen fallen zu, weil ein für

dich gar nicht merklicher Lufthauch sie bewegt hat, Fenster knallen zu, ohne dass du wirklich je den Grund dafür herausfindest. Truhen fallen nun einmal auch ab und zu einfach zu.

Aber der Deckel war schräg nach hinten geklappt.

Das kann doch gar nicht sein. Das redest du dir jetzt ein, aber es stimmt wahrscheinlich nicht.

Aber er war sich hundertprozentig sicher, es stimmte!

Na schön. Etwas hinter der Kiste hat sich aus dem Stapel gelöst, ist nach unten gerutscht und hat dabei den Deckel zugeschubst. So einfach ist das. Mach dich doch nicht verrückt.

Er betrat die Küche und nahm sich aus dem Kühlschrank etwas zu trinken; dann setzte er sich an den Tisch und versuchte sich an einem Kreuzworträtsel, das ihm allerdings aufgrund der idiotischen Fragestellungen (»Frauenname«; sechs Buchstaben. Himmel, wie viele Frauennamen mit sechs Buchstaben *gab* es?!) recht schnell zu dumm wurde. Draußen wurde es im Lauf des Nachmittags allmählich heller; das düstere Schwarzblau des Himmels, das am Morgen noch so unheilverheißend über Castello di Godego gehangen hatte, verblasste zu einem undeutlichen Silbergrau, das sich in den Wassertropfen an den Büschen auf ästhetische Weise fing und sie zum Funkeln brachte.

Manuel stand auf, wanderte ans Küchenfenster, sah kurz hinaus und stellte sein Glas in die Spülmaschine. Dann stutzte er und sah erneut hinaus.

Die in seinem kleinen Garten stehenden übermannshohen Holunderbüsche zitterten im Wind, das erste sprießende Gras in der dunklen, mit Pfützen übersäten Erde verwandelte den schlammigen Boden in einen Mischmasch einer letztendlich undefinierbaren Farbe. Hier und da linsten einige Krokusse aus dem Morast, und der knorrige Johannisbeerbusch tropfte still vor sich hin. Alles sah ganz normal aus.

Nur, dass Manuel, und da war er sich völlig sicher, keine Holunderbüsche besaß. Dafür hatte sein Birnbaum

anscheinend beschlossen, auszuwandern, denn er war spurlos verschwunden – er konnte nicht einmal die kleinste Spur des Wurzelstocks ausmachen, sonst hätte Manuel wohl vermutet, dass der Baum im gestrigen Wind umgefallen und während seiner Abwesenheit von städtischen Arbeitern, oder wer immer für die Entfernung gestürzter Bäume zuständig sein mochte, entfernt worden war.

Andererseits erklärte das keineswegs, woher auf einmal die Holunderbüsche kamen.

Manuel schaute eine geraume Weile aus dem Fenster und versuchte, sich das zusammenzureimen – nach einiger Zeit war er bei der Theorie angelangt, er sei aus einem dummen Zufall im falschen Haus gelandet, aber das klang wirklich zu idiotisch und er verwarf den Gedanken sofort wieder –, was ihn allerdings zu keinem sinnvollen Ergebnis brachte, das wirklich eine Erklärung gewesen wäre.

Vielleicht, so überlegte er, hatte ja die Nachbarin beschlossen, seinen Garten umzugestalten – sie meckerte ständig über den Birnbaum und behauptete, Manuel allein sei schuld daran, dass sie mindestens vier Wespennester im Garten habe – und deswegen die Holunderbüsche gepflanzt. Das war aber auch absurd, denn allein zum Entfernen des Baumes hätte sie sicher mehrere Tage gebraucht, ganz zu schweigen vom Pflanzen der neuen Gartenbewohner. Außerdem würde sie sich, wenn man einmal ehrlich war, nie und nimmer diese Mühe machen, nur um ihrem verdorbenen Nachbarn eine Lektion zu verpassen – Männer mit langen Haaren galt es schließlich prinzipiell mit Argwohn zu betrachten, aber das natürlich aus größtmöglicher Entfernung; da konnten sie so lang studiert haben, wie sie wollten und so angesehene Berufe ausüben, wie sie wollten, es änderte nichts an ihrer gewiss in irgendeiner Form bösen und kleinkriminellen Natur.

Manuel ignorierte sie normalerweise einfach und behandelte sie, wenn sich eine Begegnung nicht vermeiden ließ, mit der gleichen sanften Höflichkeit wie alle anderen. Seltsamerweise schien sie das misstrauisch zu machen, ganz so, als führe er etwas im Schilde. Tatsächlich ging er ihr einfach nur nach Möglichkeit aus dem Wege. Er war ein geduldiger Mensch, aber mit ihr kam er einfach nicht zurecht. Sie war das genaue Gegenteil von ihm.

Wie auch immer, er gab sich große Mühe, sich einzureden, sie könne vielleicht irgendwie dahinterstecken, was da mit seinem Garten nicht in Ordnung war, schaffte es aber, so sehr er sich auch bemühte, weder aus dieser noch aus einer anderen Theorie sich eine plausible Erklärung zusammenzureimen.

Vielleicht, so dachte er schließlich, waren die Büsche während seiner Wochenendreise von Gärtnern gepflanzt worden, und das Ganze könnte sich als eine verrückte Idee eines seiner Freunde herausstellen. Das würde auf jeden Fall erklären, woher die Büsche kamen; das Rätsel um den verschwundenen Birnbaum freilich löste es immer noch nicht.

Schließlich kam er zu dem nicht besonders tragfähig wirkenden Schluss, dass er sich geirrt haben und der Birnbaum tatsächlich woanders stehen müsste, zum Beispiel auf der anderen Seite des Hauses. In Ermangelung einer Idee, was er sonst tun sollte, zog er sich Schuhe und eine Jacke an, rieb sich ein wenig gedankenverloren den Kopf, der auf eine außerordentlich unangenehme Weise zu schmerzen begonnen hatte, und begab sich in den Garten, um sich die Sache genauer anzusehen.

Nässe tropfte von allen Blättern und staute sich auf dem übersättigten Boden; der Rasen, noch kaum richtig ausgetrieben, war rutschig und schlammig und zweimal konnte er sich gerade noch mit einem gewagten Ausfallschritt, der einmal fast darin resultiert hätte, dass er ausrutschte – er konnte sich in letzter Sekunde noch am

Zaun festhalten – davor retten, in eine Pfütze zu treten, deren Tiefe er aufgrund der modrig braun-grünen Farbe des Wassers nicht einmal hätte schätzen können.

Im Vorgarten schien alles wie gehabt, die Krokusse hatten sich etwas vermehrt und einige Schneeglöckchen hatten angefangen, optimistisch zu blühen. Einzig jener erstaunliche Baum stand nach wie vor am Weg neben der Haustür, von dem er inzwischen sehr sicher war, dass er ihn tatsächlich noch nie vorher bemerkt hatte, und zwar deshalb, weil er *vorher nicht dagewesen war*. Manuel schritt zum Baum, klopfte einige Male dagegen und stellte mit einer grimmigen Befriedigung, die sich zunehmend mit einem mulmigen Gefühl im Magen zu einem schweren Klumpen vermischte, zumindest seine Echtheit und Vorhandenheit zweifelsfrei fest.

Dann stellte er fest, dass der Gartenweg, der mit einer Gesamtlänge von vielleicht zwei Metern Haustür und Straße miteinander verband, genau so aussah, wie er sein sollte – glatt und eben. Manuel starrte den Weg an, als sei er eben aus dem Nichts aufgetaucht. Vorhin, das *wusste* er, war er über die Platte gestolpert und beinahe hingeschlagen, und zwar über *die* Platte, welche von der Wurzel des Baumes hochgestemmt worden war. Jetzt lag diese Platte wieder genau dort, wo sie sein sollte.

Nein, genau das tat sie eben *nicht*. Manuel griff sich an die Stirn, inzwischen von einem bohrenden Kopfschmerz geplagt, und erwischte dabei ein in seinem Haar verfangenes Blatt. Er ließ es fallen. Kurz ließ er den Blick zwischen dem Baum, der ihm weise mit den Ästen zuwinkte, und der teilnahmslosen Steinplatte hin- und herwandern. Dann beschloss er, dass er sich noch endgültig verrückt machen würde, wenn er hier stehen blieb und versuchte, einen Baum und eine Steinplatte zu einer Reaktion zu verleiten – denn genau das tat er, da brauchte er sich nichts vorzumachen –, und wanderte um das Haus herum.

Seinen Birnbaum hatte anscheinend während der Auswanderung der Mut verlassen; er stand hinter dem Haus, direkt vor der Tür, die in den Abstellkeller führte. Manuel hatte diesen Keller nie benutzt; jetzt war es auch gar nicht mehr möglich, denn der knorrige Stamm des Birnbaums erhob sich keine zwanzig Zentimeter von der Tür entfernt. Die sich gerade entrollenden, frischen Blätter nickten ihm liebenswürdig zu und flatterten unschuldig in der aufkommenden Brise.

Dafür war ein guter Teil der Hagebuttenhecke zum Nachbargarten übergelaufen; wo früher ein Gestrüpp aus etwas holzigen, aber im Sommer sehr schön blühenden Dornranken gewuchert hatte, blinzelten einige kleine Blümchen ins Licht, die Manuel nie zuvor gesehen hatte und die er auch nicht benennen konnte. Seine Hecke stand, unbeeindruckt von seinem ungläubigen Blick, auf der anderen Seite des hölzernen Zauns.

Manuel verlor schlagartig jedes Interesse daran, sich diese Vorgänge zu erklären, ging ins Haus zurück, nahm zwei Schmerztabletten mit dem Gefühl, er habe Fieber, trank langsam und nachdenklich zwei Gläser Rotwein und legte sich ins Bett. *Von einer Kiste gebissen zu werden, wäre mir lieber gewesen*, dachte er zusammenhanglos und schlief ein. Draußen rauschte der Wind in den Zweigen.

Ende der Leseprobe

Die Autorin

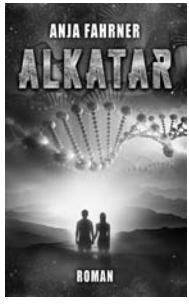
Katharina Hahn wurde am 18. 8. 1993 geboren und entdeckte ihre Liebe zum Lesen und Schreiben bereits in frühester Kindheit. Seit jeher schreibt sie selbst und verschlingt Bücher über Bücher, von Fantasy und Science Fiction bis hin zu Klassikern der Literaturgeschichte, sowohl auf Deutsch als auch in fremdsprachiger Originalfassung.

Weiterhin ist sie künstlerisch sowohl in der Malerei als auch in der Fotografie aktiv und arbeitet gelegentlich als Illustratorin.

Nach mehreren Jahren Literatur- und Sprachstudiums wechselte sie schließlich die hauptberufliche Orientierung und widmete sich den Naturwissenschaften im Fachbereich Chemie. Schriftstellerisch betätigt sie sich jedoch nach wie vor mit ungebrochenem Interesse.

EMMERICH
Books & Media

Unsere Titel sind
als Taschenbücher und E-Books bei AMAZON.DE erhältlich.
E-Books sind auch über BEAM-EBOOKS.DE erhältlich,
ausgewählte Printausgaben können über TRANSGALAXIS.DE
oder direkt über unsere Verlagsseite bestellt werden:
WWW.EMMERICH-BOOKS-MEDIA.DE



ANJA FAHRNER

ALKATAR

Die Bewohner der Erde haben ihre Welt an den Rand einer Katastrophe gebracht. Eine außerirdische Spezies startet eine Rettungsaktion für den Fortbestand der Menschheit: Freiwillige sollen auf einem erdähnlichen Planeten das Leben im Einklang mit der Natur neu erlernen. Doch als ein intergalaktischer Krieg die neue Heimat von der Außenwelt abschneidet, offenbaren sich die Abgründe der menschlichen Natur.

ANJA FAHRNER

ALKATAR – DER ERBE

Jahrhunderte nach der Ansiedlung von Erdenmenschen auf dem Planeten Zadeg beherrschen reiche Händler eine primitive Gesellschaft der Armut. Zum Schutz ihrer Konvois vor den Kreaturen der Wildnis züchten sie übermenschliche Kriegersklaven. In einem dieser Kämpfer schlummert ein geheimes Vermächtnis. Eine Todesmission in von Bestien verseuchtes Ruinenland konfrontiert ihn mit der erschütternden Wahrheit.

SANELA EGLI

DER RAUM

Der Roman der Schweizer Autorin thematisiert den obsessiven Drang nach Kontrolle, Herabwürdigung und Unterwerfung, der in Entführung und emotionaler wie körperlicher Gewalt mündet. Wie entwickelt sich die Beziehung zwischen Opfer und Täter? Wann ist der unvermeidliche Punkt erreicht, an dem die Gefühle des Opfers eine fatale Umkehrung erfahren. Der geheime *Raum* wartet darauf, bewohnt zu werden …

MICHAEL SULLIVAN

INDIANERSOMMER

Nach dem Kauf eines angeblichen Medizinbeutels mit den Überresten eines mächtigen Kriegers findet sich der verträumte Michael im Körper seines Helden wieder: Indigo, die Plastikfigur eines muskulösen Indianers. Das Abenteuer beginnt. Er muss einen Weg zurück in seinen Körper finden und dabei gegen alle anderen Spielfiguren kämpfen, die nichts unversucht lassen, ihm den Lebensfunken auszublasen …

BENAR LESTON

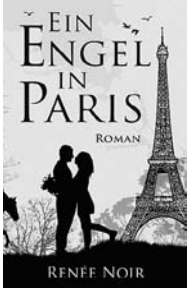
DR. LESTONS KABINETT DER SELTSAMEN SZENARIEN

45 skurrile Häppchen vom Tellerrand der Realität:
Wenn *Der Beschworene Schreiber* nur *Verlorene Wortlosigkeit* hervorbringt und *Der Schatten des Bösen Füllers* den *Schreibfluss* beeinträchtigt … Wenn *Die Zeit vergeht wie das Leben* und Sie noch *Zu jung zum Sterben* sind … dann könnte eine Soirée im Kabinett des Dr. LeSton ganz nach Ihrem Geschmack sein.

HANS-PETER SCHULTES MIT ANDREAS GROSS

RUNEN DER MACHT

Ein episch-phantastischerer Heldenroman:
Die Stämme und Völker, die einst mit Attila gegen Rom gezogen sind, haben das Joch der hunnischen Herrschaft abgeschüttelt. Jetzt fallen die Sieger wie reißende Wölfe übereinander her und die Blutmagie eines hunnischen Schamanen erweckt ein lange verloren geglaubtes Grauen. Nur Giso, die Königin der Rugen, erkennt die drohende Gefahr.



RENÉE NOIR

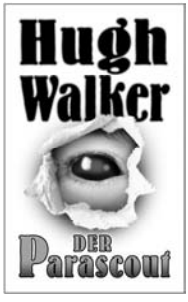
EIN ENGEL IN PARIS

Sarah reist nach Paris, um den Mann, der ihr neuen Lebensmut gegeben hat, wiederzufinden. In der Stadt der Liebe wandelt sie nicht nur auf verschlungenen Pfaden in die Zukunft, sondern gelangt auch zur eigenen Vergangenheit. Ein Roman über den Verlust und das Wiederfinden, über Irrungen des Lebens und die Suche nach Glück – eine romantische Liebesgeschichte, wie sie nur eine Französin mit federleichter Hand verfassen kann.

HUGH WALKER & HANS FELLER

WELT DER TÜRME

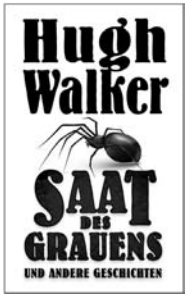
3000 Jahre lang haben geheimnisvollen Türme, Relikte der Vergangenheit, die Auswüchse »wilder Magie« in Almordins Welt unterdrückt! Durch die Geburt eines Geschwisterpaares, das die verfemte Kraft in sich trägt, droht sich dieser Zustand dramatisch zu ändern. Verfolgt durch fanatische Lichtritter und Priester gehen Erviana und Gothan ihren Weg, der das Schicksal der Menschen für immer verändern könnte.



HUGH WALKER

DER PARASCOUT

Es gibt Orte, die sind von emotionalen Kräften gezeichnet. Dort können Dinge geschehen – Dinge aus Träumen und Albträumen, dunklen Legenden der Vergangenheit. Robert Steinberg, kann diese Kräfte wahrnehmen, denn er hat eine geistige und emotionale Antenne für telepathische und parasensorische Kontakte mit anderen Menschen. 3 Romane um das Team vom erstaunlichen Institut für Para-Scouting.



HUGH WALKER

SAAT DES GRAUENS

Hugh Walker begann seine Laufbahn als Fan. Als Mitglied der Wiener SF-Szene »Austrotopia« publizierte in den 1960er Jahren seine Texte in Fanzines wie dem legendären »Pioneer«. Die in diesem Band versammelten Erzählungen aus den Jahren 1962 bis 1970 umreißen die Anfänge seines literarischen Schaffens: *Invasion*, *Meine zwei Plasmaten*, *Die Paras*, *Der Fall Moracek*, *Die Saat des Grauens* & *Der magische Stein*.

HUGH WALKER & FRANZ SCHWABENEDER

REICH OHNE SCHATTEN

Die Autoren haben während ihrer Linzer und Wiener Fan-Zeit gemeinsame Spuren in der österreichischen Phantastik hinterlassen. Zwischen 1963 und 1968 entstanden drei längere phantastische Erzählungen, die bislang nur in Fan-Publikationen wie »Pioneer« oder »Magira« erschienen sind. Walkers und Schwabeneders Texte wenden sich nicht nur an erwachsenes Publikum, sondern auch an Junge und Junggebliebene.

DIE MITTE DER SIEBZIGER JAHRE VERFASSTEN HORROR-ROMANE DES AUTORS H. J. MÜGGENBURG ERSCHEINEN IN UNSEREM VERLAG IN EINER EXKLUSIVEN 5-BÄNDIGEN WERKAUSGABE

Sinistre...

Fünf Menschen geraten in Situationen, die mit dem alltäglichen Horror nicht mehr zu erklären sind ... **Fabio** erwacht in der Nacht und findet die Stadt gespenstisch verändert. **Manuel** erlebt eine Folge immer sonderbarerer Geschehnisse, die auf einem alten Dachboden ihren Anfang nehmen. Als **Elli** ein angestaubtes Erbstück wiederfindet, erscheint ein infernalischer Verfolger. **Fabrice** ringt um die verlorene Erinnerung an einen mysteriösen Fremden. Nach dem Erwerb eines recht eigentümlichen Möbelstücks macht **Gerdas Mann** eine beunruhigende Entwicklung durch.

Fünf Menschen an den verschwimmenden Grenzen zwischen Illusion, Übernatürlichem und Wirklichkeit erkennen, dass sich Reales und Übersinnliches an vielen Orten überlagern.

Mit Illustrationen der Autorin.

EMMERICH
Books & Media